Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 175 (2007)

Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

4/2007 • 25. JANUAR • 175. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

RISIKO-MANAGEMENT

Gleich drei personalpolitische Ereignisse, die in den letzten Tagen und Wochen die Zeitungsspalten gefüllt haben und sicher noch weiter für Gesprächsstoff sorgen werden, weisen auf ein Problem hin, das auch für unsere Kirche von Bedeutung ist: der abrupte Rücktritt des Warschauer Erzbischofs Stanislaw Wielgus, der vor wenigen Tagen noch undenkbare «lange Abschied» von Ministerpräsident Edmund Stoiber und der medienträchtige Prozess um ehemalige Swissair-Verwaltungsratsmitglieder und Swissair-CEOs in Bülach.

Alle drei Ereignisse wären so nicht eingetreten, wenn die beteiligten Personen und Institutionen in der geforderten Nüchternheit und Sorgfalt eine saubere Risiko- und Gefahrenanalyse durchgeführt hätten. Damit ein solches «Risk Management» erfolgreich sein kann, ist bei Führungskräften ein besonderes Sensorium für die Bedeutung einer solchen Analyse nötig, ausserdem der Mut, sich Fragen stellen zu lassen, ebenso in den Institutionen ein strukturiertes Vorgehen. Natürlich können damit nicht alle Gefahren ausgeräumt werden, aber die Wahrscheinlichkeit, direkten Schaden zu erleiden, kann doch gemindert werden.

Strukturen vorhanden

Die katholische Kirche hat Strukturen für ein gutes Risikomanagement, wenn sämtliche Ebenen wirklich ernst genommen werden. Durch ein gutes Zusammenspiel und ein gegenseitiges Ernst-Nehmen von Ortskirche, von den Bischöfen des entsprechenden Landes, von der päpstlichen Diplomatie und den entsprechenden vatikanischen Institutionen kann das Gefahrenpotential wesentlich gemindert werden. Fällt jedoch eine Ebene aus oder wird eine beteiligte Instanz bewusst ausgeschaltet, können die Folgen verheerend sein, wie wir in der Schweiz ab 1988 ja selbst erlebt haben.

In Polen nun wurden gewisse innerkirchliche Bedenken zu wenig gewürdigt, vielleicht sogar unter den Tisch gekehrt, wurden Risiken unterschätzt, was in Verbindung mit der Verschleierungstaktik und Intransparenz des Direktbetroffenen zur unheilvollen Entwicklung führte, der zuletzt offensichtlich nur noch der «Chief Risk Officer» der katholischen Kirche, Papst Benedikt XVI., ein Ende setzen konnte.

Die einleitend angeführten Fälle zeigen alle auf, dass ein planvoller und strukturierter Umgang mit Risiken in Wirtschaft, Politik und Kirche unumgänglich ist, sei dies im Grossen oder im Kleinen. Wird einem solchen Risikomanagement zu wenig Beachtung geschenkt, kann schnell das verloren gehen, was für Institutionen wie für Führungspersonen unverzichtbar ist: die Glaubwürdigkeit.

Der Weg der Bekehrung

Dass es beim Risikomanagement in der katholischen Kirche dabei nicht um eine Durchleuchtung im Sinne einer kalten Verurteilung oder Vergeltung geht, sondern um einen evangelischen Weg der Konfrontation mit dem Bösen, der Bekehrung und Vergebung ermöglicht, verdeutlichten die polnischen Bischöfe in einer Denkschrift des Jahres 2006. Mit dem kürzlichen Beschluss der polnischen Bischöfe, sich gesamthaft einer Überprüfung zu stellen, wagt die polnische Kirche in einer schwierigen Situation die positive Herausforderung und kämpft für das, was unverzichtbar ist: die Glaubwürdigkeit.

Urban Fink-Wagner

45 RISIKO-MANAGEMENT
46 LESEJAHR
47 STERBEN UND TOD
50 ÖKUMENE
51 KIPA-WOCHE
56 RELIGIONEN
58 AMTLICHER TEIL

SICH ERSCHÜTTERN LASSEN

5. Sonntag im Jahreskreis: Jes 6,1–2a.3–8 (Lk 5,1–11)

Im Lauf des Lebens gibt es wohl für jeden Menschen einen Ruf oder auch mehrere, die ihn an seinem individuellen Ort ereilen. Manchmal sind sie die Folge langgereifter Überlegungen, manchmal entstehen sie spontan aufgrund eindrücklicher, berührender Erlebnisse. Sie können gehört oder überhört werden, je nachdem ob sie auf wache oder auf «verfettete Herzen» und «verklebte Augen» treffen. Vieles auf unserer Erde wartet auf Menschen, die bereit sind, sich betreffen, erschüttern, in die Pflicht nehmen zu lassen, zur eigenen Verantwortung und oftmals unbequem «dazwischen» zu stehen und gegen den Strom zu schwimmen. In den Schrifttexten hören wir von Menschen, die aus erschreckenden und berührenden Ereignissen mehr machen als zu verdrängende oder sentimentale Erinnerungen.

Mit Israel lesen

Jesaja schildert seine Beauftragung als gewaltiges Schwellenerlebnis, das ihn als Vision und Audition zugleich im Tempel Gott begegnen lässt. Eine überwältigende Fülle sinnlicher Eindrücke macht diese Gotteserfahrung zu einem überaus intensiven, schmerzenden und erschütternden Erlebnis. Fast alle Sinne werden in einer bedrängenden Art und Weise angesprochen: Die Augen nehmen ungewohnte Erscheinungen wahr. Die Ohren werden mit Rufen gefüllt, so laut, dass sie Türschwellen und Menschen erzittern lassen. Die Nase nimmt den Duft des Rauchs vom Rauchopferaltar auf, der je mehr er den Tempel füllt, etwas Erstickendes hat und zur Nebelwand wird. Und schliesslich werden die Lippen mit einem Stück glühender Kohle berührt. Jedes dieser Phänomene für sich könnte einschüchternd genug wirken. Kein Wunder, dass Jesaja davon spricht, er habe Jahwe gesehen, obwohl er nur die Überdimensionalität seiner Attribute beschreiben kann: den «ragenden» und «erhobenen» Thron, die Gewandschleppen, die allein schon die Mittelhalle des Tempels anfüllen, die geflügelten, schlangenartigen Wesen, die Jahwe sehr nahe stehen und als seine «Zebaot» Wechselgesang singend ihren Dienst vor ihm tun. Ihr Ruf des dreimal heilig kennzeichnet denn auch den auf dem Thron Sitzenden als den Allerheiligsten. Hier hat die für Jesaja typische Gottesbezeichnung «der Heilige (Israels)» ihren Ursprung. Jahwe ist Souverän über die ganze Erde, nicht nur Gott seines Volkes Israel: «Die Fülle der ganzen Erde ist seine Herrlichkeit.» Die «Fülle», d.h. alle lebenden Wesen, werden damit als Jahwes Eigentum deklariert. Der Gesang der Serafim findet sich an einem zentralen Platz in der Synagogenliturgie, in der q'duscha, der «Heiligung» Gottes, wieder.

Jesajas Reaktion besteht in einem Schreckens- und Klageruf, der seine aufrichtige Selbsteinschätzung zum Ausdruck bringt: Er weiss sich inmitten seines Volkes, fest mit ihm verbunden. Er ist einer von vielen Gleichen, unrein wie sie. Seiner Unwürdigkeit gewahr, ist Jesaja gewiss, nunmehr sterben zu müssen, kann Sündiges doch vor Gott nicht bestehen. Mit seinen unreinen Lippen wird er ihm ohnehin anders als die Serafim nicht dienen können. Aber Jesaja wird keineswegs in jeder Hinsicht zum Schweigen gebracht – seine Lippen werden ganz im Gegenteil mit einem Stück glühender Kohle, die der Engel mit einer Zange hält, berührt, gereinigt und im rechten Sinn geöffnet. Anders als man es erwarten könnte, unternimmt er anscheinend keinen Versuch, der überwältigenden Erfahrung auszuweichen, sondern stellt sich ihr. Diese Initiative von Gottes Seite drückt ihn nicht endgültig zu Boden und zerstört ihn, sondern lässt ihn aus sich heraustreten und – jedenfalls für den Moment – sein Ego vergessen. Die läuternde Kraft des Feuers erneuert ihn und bahnt damit einer direkten Kommunikation zwischen Gott und Mensch den Weg. Jesaja kann jetzt die Stimme Jahwes selbst vernehmen und erklärt, ohne namentlich angesprochen zu sein und ohne zu wissen, worum es eigentlich geht, seine Bereitschaft, sich senden zu lassen.

In seiner neuen Rolle wird sein Platz weniger inmitten seines Volkes als ihm gegenüber sein; er wird es mit seiner Sündhaftigkeit und dem drohenden Strafgericht Gottes konfrontieren. Israel und jene, die Kapitel 6 zu Ende lesen, erfahren denn auch weit mehr (und Erschreckenderes) als die katholische Gottesdienstgemeinde gemäss Leseordnung. In den abschliessenden Versen 9 bis 13 kommt ein verstörender göttlicher Auftrag zur Sprache: «Verfette das Herz dieses Volkes, mache seine Ohren schwer und verklebe seine Augen.» (10a) Dies soll geschehen bis die Menschen aus ihrer Heimat vertrieben sind und das Land zur Einöde wurde. Allenfalls ein heiliger Rest wird übrigbleiben. Will Jahwe mit diesem Verstockungsauftrag sein Volk wirklich ins Verderben treiben? Oder will er es provozieren und damit zur Umkehr anspornen? Mögen die Menschen ob der immer gleichen unbequemen Botschaft schon gar nicht mehr hinhören und sehen sie deshalb keinen Anlass ihre eingefahrene Spur zu verlassen? Geben sie im Nachhinein Gott die Schuld an der Katastrophe? Etliche weitere Deutungsversuche wurden unternommen ... Als grundsätzliche Position der jüdischen Exegese findet sich im Talmud: «Bedeutend ist die Umkehr, denn sie zerreisst sogar den Urteilsspruch über einen Menschen.»

Jesaja verortet sein Sendungserlebnis konkret in der Geschichte Israels: im Todesjahr König Usijas. Ob er damit das reale Todesjahr, um 734, meint oder den Zeitpunkt seiner Erkrankung etwa fünfzehn Jahre zuvor, bleibt offen. Usija hatte sich angemasst, auf dem Rauchopferaltar zu opfern und wurde nach 2 Chr. 26, 16–20 für seinen Hochmut mit Aussatz bestraft, musste in Abgeschiedenheit leben und sich durch einen Mitregenten vertreten lassen. Welch schöne Polemik und zugleich Zusammenfassung ist da im ersten lapidaren Vers versteckt: Als der irdische König stirbt bzw. seine Macht verliert, sieht Jesaja den wirklichen König und Herrn über das Weltgeschehen, dessen Grösse zwar jegliche Vorstellung übersteigt, der aber dennoch den Menschen nahe kommt und die Macht hat, ihnen ihre Unreinheit nicht nur bewusst zu machen und sie zu strafen, sondern auch sie zu heilen.

Mit der Kirche lesen

Seit der Zeit Jesajas hat sich nichts geändert: Zur Zeit Jesu wie heute müssen Menschen, die sich für eine Sache einsetzen, die prophetisch wirken, Unbequemes aussprechen und niemandem nach dem Mund reden, nach wie vor damit rechnen, nicht gehört und früher oder später verlacht oder verfolgt zu werden. Anders ist es auch Jesus und seinen Jüngerinnen und Jüngern nicht ergangen, unabhängig davon, dass ihre Botschaft eine befreiende und keine drohende war. Von diesen Konsequenzen einer gelebten Berufung ist in der Evangelienperikope noch nicht die Rede.

Die Fischer-Jünger erfahren ihre Beauftragung an ihrem Ort, dem See Gennesaret, wie Jesaja die seine an seinem, dem Tempel. Für sie ist es die überwältigende Fülle des Fischfangs am helllichten Tag, die sie überrascht und betroffen macht und die Simon gleich Jesaja bekennen lässt: «Ich bin ein Sünder.» Die erschütternde Erfahrung lässt ihn ahnen: Gott ist nahe.

Rita Bahn

Rita Bahn, seit 1993 in der Schweiz, arbeitet als freischaffende Theologin und Körpertherapeutin.

SKZ 4/2007

NOCH MAL LEBEN...

STERBEN UND TOD

Den Tod zurück ins Leben holen will ein dreimonatiger, grosser Veranstaltungszyklus in Basel und Region (Oktober 2006 bis Januar 2007), mit dem Kongress zu «Noch mal leben» vom 25.–26. November 2006, mit einer Foto-Ausstellung, Buchvernissage und vielen anderen Angeboten. Das Ausbildungsinstitut «perspectiva» organisiert seit zwölf Jahren Kongresse zu gesellschaftlich relevanten Themen. Aus den Erfahrungen der beiden letztjährigen Kongresse heraus zum Thema Altwerden, die ein grosses Echo auslösten, entschied sich der Kongressleiter Lothar Riedel, durch den jetzigen Zyklus von «Noch mal leben» das Tabu in unseren westlichen Gesellschaften über Sterben, Trauer und Tod mit entsprechenden Angeboten aufzubrechen.

Selbstbestimmtes Sterben: Menschenrecht oder Anmassung?

Das Podiumsgespräch mit den Teilnehmenden: Andreas Blum, Vorstandsmitglied der Sterbehilfeorganisation EXIT, der Soziologieprofessorin Ursula Streckeisen, Jakob Bösch, ehemaliger Chefarzt der Externen Psychiatrischen Dienste Baselland, und Theologieprofessor Georg Pfleiderer, verlief entlang der Linie, wieweit Autonomie, Freiheit und Selbstbestimmung gehen könnten und welche Grenzen dabei auftauchen. Klar war, dass es dabei um ein gesellschaftspolitisches und nicht rein individuelles Thema geht. Auf der individuellen Ebene, so Streckeisen, «ist die Sinnfrage nicht gelöst, unsere Gesellschaft ist nicht durch und durch säkularisiert, eher entkirchlicht». Auch Pfleiderer sieht es so, dass Sterbehilfe uns mit der Sinnfrage, mit letzten Fragen, konfrontiert. Ein Blick auf andere Kulturen und Religionen in Bezug auf Freitod half indirekt weiter: Indianer, Eskimos, so resümierte Bösch, beauftragen im Alter, wenn sie sterben wollen, ihre Kinder, sie zu einem Sterbeplatz zu bringen. Oft gehen sie auch selbst hin, um bald zu sterben. Es ist ihr eigener Entscheid. Der Freitod als Tabu, weil der Suizid nicht freigestellt ist, scheint laut Pfleiderer eine moderne Erfindung zu sein und nicht in die Antike zurückzureichen. Doch Blum möchte seine Enttabuisierung gewinnen. Das Dilemma stellt sich heute bei EXIT, einer vor 24 Jahren gegründeten Sterbehilfe-Organisation, welche Menschen in den selbstbestimmten Tod begleitet: Immer mehr Menschen melden sich kurzfristig, ohne lange Überlegung, für einen begleiteten Suizid bei der Organisation und verlangen einen sofortigen Entscheid. Der vorgesehene Begleitprozess könne jedoch nicht abgekürzt werden.

Pfleiderer fragt, inwieweit eine Form von Bevölkerungspolitik und Autonomie sich tangieren und gefährden. Er räumt ein, die Schweizerische Akademie für Medizinische Wissenschaft (SAMW) habe vor zwei Jahren das Thema selbst eröffnet: Ärzte an Spitälern sollten entscheiden, wie sie es mit der Praxis halten sollen. Die Einrichtungen müssen überlegen, welche Regeln sie aufstellen wollen, als Alternative zur hochspezialisierten Form der Sterbehilfe und um das Problem der Überspezialisierung von Sterbehilfeorganisationen lösen zu helfen. Zwei bzw. drei Personen sollen entscheiden, der Sterbewillige, der Sterbehelfer und eine weitere Person, denn nach der SAMW müsse das Anliegen noch überprüft werden. Es sei ein Gewissensentscheid, nicht nur des Sterbenden, sondern auch des Sterbehelfers. Aus diesem paternalistischen Rest kämen sie nicht heraus, auch EXIT nicht. Doch wie realistisch und aus welcher Art von Idealismus, fragt sich Pfleiderer, sei nun eine solche Autonomie? Was darf der Mensch selbst bestimmen und was dürfen andere über ihn bestimmen? In Artikeln über Autonomiediskursen sei zu beobachten, dass in diesen Diskursen eine dezidierte Betonung des Selbstbestimmungsrechts mit bevölkerungspolitischen Überlegungen einhergehe, wie z. B. wie lang ist Leben finanzierbar? Es bestehe eine überraschende Konvergenz zwischen einer Selbstbestimmungslinie und einer Linie, die sich orientiert an rationaler Bevölkerungspolitik. Das gebe zu denken. Inhaltlich gehe es um einen emphatischen Autonomismus und zugleich um rationale Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik, der sich Gesellschaften stellen müssten. Hochgefährlich sei es, so Pfleiderer, diese beiden Linien zu verknüpfen. Vor einer solchen hoch brisanten Entwicklung müssten wir uns in Acht nehmen.

Veränderung des Sterbens in einer spätmodernen Gesellschaft

Reimer Gronemeyer, Professor für Soziologie (Hauptgebiete Soziologie des Alters, Soziologie der Entwicklungsländer), Leiter eines DFG-Forschungsprojektes über die Folgen von HIV/AIDS im südlichen Afrika und eines Projektes der Robert Bosch-Stiftung über «Palliative Care und Hospizdienste in Europa», holte weit aus und beleuchtete die Frage von Bevölkerungspolitik und selbstbestimmtem Sterben aus ungewohnter Sichtweise:

Ein Hauptthema des werdenden Europa könne die Frage sein, ob der Umgang mit seinen 70 Millionen hochaltrigen Menschen zu einer Frage der Entsorgung wird oder ob es gelingt, einen humanen, sozialen und auch neuen Weg zu beschreiten. Neu, sowohl aus finanziellen und humanitären Gründen, «weil die Umsorgung der riesigen Zahl Hochaltriger, Schwerstpflegebedürftiger und an Demenz Erkrankter uns vor Herausforderungen stellt, von denen wir noch keine Ahnung haben». Es würde auch Leute auf den Plan rufen, die das viel zu teuer finden. Heutige

Die evangelisch-reformierte Theologin Esther R. Suter berichtet regelmässig als Fachjournalistin in verschiedenen kirchlichen und ausserkirchlichen Medien über Veranstaltungen und aktuelle Themen, die aus christlicher Sicht von Bedeutung sind.

STERBEN UND TOD

Stimmen (er bezieht sich auf den Stern-Artikel «In Würde sterben»), die Sterbehilfe als «in Würde sterben» und als human hinstellten, seien erschreckend. In Würde sterben könne ohne weiteres mit Tötung oder Selbsttötung in eins gesetzt werden. Jedoch wird in Würde sterben selbstverständlich und häufiger mit einer medizinischen Beendigung des Lebens in Zusammenhang gebracht. Eine derart skizzierte Entwicklung lässt ihn für das Europa, das da entsteht, dunkle Prognosen stellen.

Als Vergleich zieht er das Beispiel Afrika mit 6600 AIDS-Toten pro Tag und einer rasant ansteigenden Zahl von Waisenkindern heran. Diese landen jedoch kaum auf der Strasse, denn der ökonomischen Armut jener Länder steht der soziale Reichtum gegenüber, so dass die meisten Kinder in ihren (erweiterten) Familien Zuflucht finden. Das Sterben in Südafrika, dem Zentrum der Epidemie, sei unspektakulär, es ereigne sich in den Familien.

Gleichschaltung des Sterbens

Was verändert sich gegenwärtig im Umgang mit Sterben und Tod in unserer Gesellschaft? Der Tod (in Krimis) sei zu unserer wachsenden Unterhaltung geworden. Das stehe in einer Spannung zur Realität: Aus der Öffentlichkeit ist er verbannt, jedoch unablässig gegenwärtig. Unter dem Diktat der WHO, führt Gronemeyer weiter aus, sei eine Gleichschaltung des Sterbens feststellbar, das sowohl seine Vorteile wie Nachteile habe: Die WHO hat Standards formuliert, was gesichert sein sollte, wenn Menschen im 21. Jahrhundert sterben: Palliative Care, Schmerztherapie u.a.m. Das gibt zu denken, denn «wir sind auf dem Weg, dass wo auch immer in Europa jemand stirbt, es auf die gleiche Weise, nach gleichen Standards geschieht». Das Sterben wird sogar zu einer Dienstleistung gemacht, die finanziert wird. Ist es möglich, der Notwendigkeit von Standards zu entkommen? Eine «Ordnung des Lebensendes» à la Kübler-Ross bedeute auch, etwas zu verlieren, nämlich – nun bezog er sich auf Martin Luther und seinen Sermon zur Bereitung auf das Sterben – sich zwei Fragen zu stellen: 1. wem habe ich noch etwas zu verzeihen? und 2. wen muss ich noch um Verzeihung bitten? Diese Dimensionen scheinen aus unserem Umgang mit Sterbebegleitung weitgehend verschwunden zu sein. Wird uns mit einer Technik im Umgang mit dem Lebensende nicht etwas genommen? Wir belasten uns damit, das Leben selbst managen zu müssen. Wir sind soweit gekommen, den Tod unter keinen Umständen als etwas anzunehmen, was uns geschieht, sondern Sterben und Tod zu einer Aufgabe zu machen, die wir bewältigen müssen. Die Frage stelle sich: Was geschieht, gerade wenn wir versuchen, diese letzte Lebenserfahrung auszuschalten? Gronemeyer spricht nicht einem aushaltbaren Schmerz das Wort. Vielmehr dafür zu überlegen, was geschieht, wenn wir die Fähigkeit, das Leben auch als etwas zu begreifen, was mit Leid, Leiden und Mitleid zu tun hat, zu vertreiben versuchen? Unsere 2000 Jahre alte christliche Tradition hatte einen Gekreuzigten im Zentrum der Religion, dessen Leidenserfahrung wir geglaubt haben.

Zur Freiheit soll nun auch gehören, das Ende selbst bestimmen zu können. Diesen grossen Bruch müssten wir uns vor Augen stellen: Von Sterben und Tod, das uns zustösst, zufällt und dem Tod, den wir selbst in die Hand nehmen.

Je mehr uns abverlangt wird, dass wir eine Patientenverfügung verfassen, wird uns etwas zugemutet, was wir nicht können. Wir sollten verzichten zu meinen, dass wir eine richtige Entscheidung treffen können. Die entscheidende Frage an das entstehende Europa ist nach Gronemeyer, ob Wege und Lösungen gefunden werden, mit diesem Thema umzugehen.

Über das spirituelle Reifen

Willigis Jäger, Benediktiner und Zen-Meister, Begründer der «Würzburger Schule der Kontemplation» sieht im Alter die Aufgabe, nochmals in der Tiefe zu forschen danach, wer ich wirklich bin, wer hinter dieser vordergründigen Personalität ist. Warum bin ich da? Es geht darum, ganz Mensch zu sein. (S)eine Antwort: «Ich bin eine individuelle Note in einer Symphonie. Klingen ist meine Aufgabe (...). Wir brauchen als Menschen ein anderes anthropologisches Selbstverständnis. Zunächst sind wir eine Inkarnation einer absoluten Wirklichkeit, die wir rational nicht begreifen, die sich in der Tiefenstruktur zeigen möchte.»

Er ist davon überzeugt, dass wir mehr sind als unsere personale Struktur und dass es unsere Aufgabe ist, diesen Hintergrund immer mehr zu begreifen. Dann schwindet auch die Angst vor Tod und Sterben. Es ist die Heimkehr zum Eigentlichen. Die Aufgabe sei, nichts anderes zu leben, als was ich bin. Ich darf sein, was ich zutiefst bin. Vollende deine Geburt! In einer tiefen mystischen Erfahrung ist diese Welt eine andere, als die ratio uns vorspielt. Aus einer eigenen Nahtod-Erfahrung heraus fügt Willigis an: «Es öffnet sich ein Tor, wenn wir sterben; eine Wirklichkeit.» Auferstehung bedeute, dass es in eine neue Existenz geht, die ich rational nie begreifen könne. In seiner Nahtod-Erfahrung wollte er hinübergehen und hörte eine Stimme, die sagte: «Du kannst nicht wollen, du wirst gerufen.» Das Sterben sei die Einordnung des Menschen in eine kosmische Weltsicht. Unsere Personalität bleibt zurück, aber ein Energiebündel bleibt.

Sterberituale und Totenkult im Kontext der Transplantationsmedizin

Was Anna Bergmann, Professorin für Kulturgeschichte, aufzeigte, verglich und belegte, konnte si-

cher den Rahmen nicht nur einer ahnungslosen Vorstellung sprengen. Sie hielt in keinen Aussagen zurück. Mit den Ergebnissen einer Studie von 1998, Erhebungen mit Angehörigen von transplantierten Personen, welche sie durch Anzeigen gewann, sammelte sie Aussagen, die an Horrorstories heranreichen. Es handelte sich z. B. um Eltern, die ihre Kinder nach einem tödlichen Unfall zur Organspende frei gegeben hatten. Heute empfindet z. B. eine Mutter Bitterkeit darüber, dass Herz, Lunge, Leber... «ausgeräumt wurden» und damit Rechte tangiert wurden wie: Im Sterben «allein und unbehelligt von andern den eigenen Lebensweg zu Ende zu gehen». Sie ging zur Hospizbewegung und begriff den Unterschied von «wahrem Tod statt Hirntod».

Oder: Eine grosse Operation wurde ohne Narkose durchgeführt und die Organe ausgeräumt. Später kamen Zweifel auf an der Entscheidung, denn die Zusage zur Organentnahme war eine Handlung in der Situation des Schocks, ohne die Konsequenzen übersehen zu können. Das Herz habe bis zur Zeit der chirurgischen Entnahme noch geschlagen. Vorurteile gegenüber Organspenden werden oft zurückgewiesen.

Ihr Fazit nach Anführung vieler kulturhistorischer Vergleiche: Humangenetik, Klonen, Reproduktions- und Transplantationsmedizin gründen auf der Zergliederung des lebendigen und toten Lebens. Der Höhepunkt bildet die vom Hirntod abhängige Praxis der Organtransplantation. Sie basiert auf der Logik der Körperzergliederung. In der Hirntoddefinition liegen ein lebendiger Körper und eine tote Person vor. Der Restkörper mit Herz-Lungen und anderen Organen wird reduziert auf ein menschliches «Pflanzenleben» (human vegetarian), das mit einem «minderwertigen Leben» gleichgesetzt wird und in die Nähe der «Vernichtung minderwertigen Lebens», der Euthanasie rückt. Der Sterbende und das Sterben an sich werden als soziales Ereignis verneint. Wenn Lebende ohne Narkose aufgesägt werden, ist eine Medizin ohne Gewissen am Werk. Die Hirntodvereinbarung von 1968, deren Kriterien 1967 nach der ersten Herztransplantation in Südafrika festgelegt wurden, sieht vor, dass 17 Reflexe beim so genannten Leichnam noch vorkommen dürfen. Der überlebende Körper reagiert manchmal noch bei Hautschnitt, beim Abbinden grösserer Gefässe oder bei Blutdruck. Muskelzuckungen, Hautreizungen und Schwitzen kommen noch vor. Um diese Reaktionen zu mildern, werden Opiumide und Muskel spannende Pharmaka gegeben.

Bergmann fragt weiter, wie wir einen lebenden Menschen von einem toten unterscheiden, welche Todeszeichen massgebend seien, wenn «der Augenschein trügt». Das Wahrnehmungsproblem kennen Krankenschwestern wie auch Chirurgen und Angehörige.

Der Unterschied zwischen Sterben und Bestattungszeremonien wird verwischt in der Transplantationsmedizin, zwischen sterbendem, totem Mensch und Tod. Doch haben die Sterbensrituale einen kommunikativen Charakter im Umgang mit dem Sterbenden, der Sterbende führt oft Regie. Das Sterbezimmer ist ein öffentlicher Raum, in dem Freunde, Nachbarn, Priester um den Sterbenden zusammenfinden. Der Zeremonie des Sterbens wird ebenso grosse Bedeutung wie der Bestattung selbst beigelegt. Dass Tote noch über eine Fähigkeit der sinnlichen Wahrnehmung (Gehör) verfügen, prägt die Form des Umgangs an der Trauerfeier. Dass die Seele des Verstorbenen nicht dann weg ist, wenn der klinische Tod festgestellt wird, ist bei der Einbettung von Toten wichtig: Der Bestatter verrichtet seine Arbeit so, als ob ihm jemand zuschauen würde. Er verhält sich mit Pietät, würdevoll (gesetzliche Totenruhe), und gewisse Umgangsformen mit Angehörigen werden eingehalten.

Nebenwirkungen von Organtransplantationen

Die Organtransplantation erzeugt, wie Interviews und Studien belegen, «Nebenwirkungen». Dazu Beispiele von Organempfängern, die über ihnen fremde Erlebnisse berichten. Seelische Probleme traten bei einem herztransplantierten Patienten auf, der sich an Kriegsereignisse zu «erinnern» begann, die er nie erlebt hatte. Da Organe oft bei Unfällen oder anderen gewalttätigen Ereignissen entnommen werden, sind entsprechend die auftretenden seelischen Erlebnisse

Tod und Sterbehilfe

In den letzten Monaten erschienen in grosser Regelmässigkeit Meldungen über das Wirken und fragwürdigen Praktiken von Sterbehilfeorganisationen sowie über allfällige Möglichkeiten und Grenzen des selbstbestimmten Sterbens. Mit der Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses für Piergiorgio Welby durch das Vikariat in Rom ist dabei die katholische Kirche direkt zur medialen Zielscheibe geworden – unter Führung einer antiklerikalen Partei, der es wohl um viel anderes geht als um die Person von Welby selbst.

Der Tagungsbericht von Esther R. Suter verdeutlicht, dass die angesprochene Thematik viel komplexer ist als gemeinhin in den Medien dargestellt. Angesichts der demographischen Entwicklung in Europa, wo eine kleiner werdende Zahl Berufstätiger immer mehr Rentnerinnen und Rentner zu finanzieren hat, bei denen die Gesundheitskosten mit zunehmendem Alter stark steigen, ist dabei die wirtschaftliche Dimension nicht zu unterschätzen. Oder anders gesagt: Eine auf persönliche Gewinnmaximierung getrimmte Gesellschaft gerät in die Gefahr, bisher selbstverständliche Grenzen menschlichen Handelns plötzlich zu übertreten, im schlimmsten Fall sogar noch mit dem Segen von Ethikkommissionen.

Wie sehr der Mensch in seiner Personalität gefährdet ist, zeigt sich auch an den Bestrebungen, die bisher geltenden Organhandelsverbote abzuschaffen. Wer Opfer sein würde, ist offensichtlich: die Dritte Welt, die von mafiaähnlichen Interessenorganisationen zugunsten der Ersten Welt ausgebeutet werden könnte.

Tagesmeldungen zur genannten Thematik bedürfen also genauerer Durchleuchtung. Der nebenstehende Tagungsbericht ist ein erster Beitrag dazu.

Urban Fink-Wagner

und Phänomene oft gewalttätiger Natur. Entsprechend werden Rituale entwickelt zur Verabschiedung eines Organs, eine Art Beerdigungsritual. Sie gehen von der Deutung aus, dass der Spender nicht aus dieser Welt weg kann, sozusagen weiterleben muss nach seinem Tod, in einer neuen Person, die das Organ empfangen hat. Bergmann folgert: Mit der Organtransplantation geht die Zerschlagung der Regeln unserer Sterbe- und Todeszeremonien einher. Sie steht unter Rechtfertigungszwang und muss diese Assoziation aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängen. Sie tut dies unter Berufung auf religiöse, christliche Beweggründe, Organe zu spenden.

Im Slum von Abidjan zählt nur die Liebe

Lotti Latrous lebt in Adjouffou, einem Slum von Abidjan, in dem sie in diesem Jahr ein Hilfswerk errichtet hat, ein Waisenhaus mit 37 Kindern. Die finanziellen Mittel kamen ihr dafür entgegen, als sie 2004 den Swiss Award-Preis erhielt und zur Schweizerin des Jahres gewählt wurde. Doch eigentlich bekannt wurde ihre Arbeit durch das Centre l'Espoir, «Das Ambulatorium und Sterbespital», hauptsächlich errichtet für Aids-Kranke. Wie es dazu kam? In einem Interview wird sie persönlich(er). Mit 16 ging sie als Au-Pair nach Genf und lernte dort ihren zukünftigen Mann, den Tunesier Aziz Latrous, kennen. Eigentlich wollte sie Krankenschwester werden, doch nun heiratete sie mit 19 und zog mit ihrem Mann, der bald Nestlé-Direktor wurde, zuerst nach Saudi-Arabien, später nach Nigeria, Ägypten und schliesslich an die Elfenbeinküste. Eigentlich führte sie ein privilegiertes Leben, bis ein ihr bekannter Arzt sie einlud, im Mutter-Teresa-Spital auszuhelfen und ihm bei den Konsultationen in den Slum beizustehen. Da realisierte sie, in welcher Welt sie im Vergleich zu den andern lebte. Von da an konnte sie nicht mehr an Parties und andere oberflächliche Anlässe gehen. Nach einer ersten Revolte setzte sie sich ein für ein Ambulatorium. Nach zwei Jahren Einsatz im MutterTeresa-Spital fing sie selbst mit eigenen Vorstellungen an, mit Aidskranken zu arbeiten. Sie hatte bemerkt, wie wichtig es ist, einfach Zeit zu haben und da zu sein, zur Verfügung zu stehen, bis ein Mensch sterben kann.

Echte Liebe (Menschenliebe und Nächstenliebe) bedeutet für sie, die Kranken und Sterbenden anzufassen und in die Arme zu nehmen. Die meisten von ihnen wurden seit Jahren nicht mehr in die Arme genommen. Immer wieder wird ihr gesagt: Ich danke dir von ganzem Herzen, ich darf würdig sterben. Du hast mir geholfen, die Würde zu bewahren. Wenn keine Würde mehr da ist, werden Menschen weggeworfen wie ein Stück Dreck. Für Latrous hat sich die Beziehung zu Gott und zum Tod verändert. Früher hatte sie gehadert mit Gott, wenn Kinder starben. Doch in einer solchen Verfassung, wenn sie so wütend war, konnte sie Kinder nicht in die Arme schliessen. Da merkte sie, Kinder sollten eine Mutter und nicht eine revoltierende Frau erleben. Sie ist dankbar für dieses Leben und die Möglichkeiten, es zu leben; für die Familie, die es akzeptiert und dafür, darin den Sinn des Lebens zu finden.

Lotti Latrous umreisst ihre Einstellung zu Leben, Sterben und Tod: «Wir müssen dem Leben ‹auf Wiedersehen› sagen und alles, was wir nicht getan haben, jetzt noch tun; hinter nichts mehr herrennen müssen, sondern das Leben so leben, dass ich sagen darf: Es hatte einen Sinn. Ich habe die Menschen geliebt, die ich lieben wollte. Meine Erfahrungen mit dem Tod sind immer positiv gewesen. Vielleicht, weil die Menschen sehr leiden und der Tod eine Erlösung ist. Wenn das Gefühl da ist, wir haben etwas verpasst, dann hat die Seele keine Ruhe und der Tod kann auch nicht so ohne Weiteres zu uns kommen. Wir sollten in Ruhe sterben.»

Esther R. Suter

EIN MITEINANDER VON BEWEGUNGEN

ÖKUMENE

Dr. Rolf Weibel war bis 2004 Redaktionsleiter der «Schweizerischen Kirchenzeitung» und arbeitet als Fachjournalist nachberuflich weiter.

Miteinander Reichtum teilen» wollten die gut 200 Vertreterinnen und Vertreter von 50 christlichen Bewegungen, Gemeinschaften und Kommunitäten[1] aus der ganzen Schweiz, die sich Mitte November im Fokolar-Zentrum «Einheit» in Baar trafen. Wie es zu diesem erstmaligen Treffen kommen konnte, erzählten zwei Mitglieder des Vorbereitungsteams.

Der Weg aufeinander zu

Georg Schubert von der evangelischen Kommunität Don Camillo und Sekretär der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in der Schweiz skizzierte die Geschichte des «Miteinander von Bewegungen und Gemeinschaften» auf evangelischer Seite, während der Schönstatt-Pater René Klaus den katholischen Weg nachzeichnete. Begonnen hat dieses Miteinander in Deutschland 1969 als «Treffen von Verantwortlichen», das seither jährlich Verantwortliche vor allem aus dem evangelischen und freikirchlichen Raum von inzwischen über 80 unterschiedlichen Gemeinschaften, Kommunitäten, Bewegungen, Werken und freien Gemeinden zusammenführt. Auf katholischer Seite begann das Miteinander mit dem Treffen, zu dem

[1] Im Folgenden ist diese Vielfalt gemeint, wenn von Bewegungen die Rede ist.

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
23.01.07 / Nr. 4
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

Jugendliche unter sich: Trotz Nähe Grenzen wahren

Bei Jungwacht und Blauring geben Haltungspapiere Orientierung

Von Georges Scherrer

Luzern/Zürich. – Wann arten Raufereien in Gewalttaten aus? Wie weit darf Zärtlichkeit gehen? Solche Fragen beschäftigen die katholische Kinder- und Jugendorganisation "Jungwacht & Blauring" (Jubla) nicht erst seit den in den Medien ruchbar gewordenen Vergewaltigungen unter Jugendlichen. - 2007 feiert die Jubla 75 Jahre ihres Bestehens.

Die junge Sprecherin der Jubla-Bundesleitung in Luzern, Denise Pfammatter, weiss aus eigener Erfahrung, wie eng das Miteinander in den Scharen (Ortssektionen) sein kann. Sie erinnert sich an Kinder, die extrem anhänglich waren und bei jeder Gelegenheit die Hand der Scharleiterin ergriffen.

Kein Familien-Ersatz

"Von einigen Kindern wussten wir, dass sie es schwer hatten und zum Teil auf der Strasse lebten, weil die Eltern kaum zu Hause waren", erzählt die ehemalige Scharleiterin. Sie gibt aber zu bedenken: "Die Jubla kann die Familie nicht ersetzen."

Es sei nicht zu vermeiden, dass Scharleiterinnen und Scharleiter für solche Kinder zu Vertrauenspersonen werden, denen alles erzählt wird, was die Kinder in ihrer eigenen Familie nicht loswerden. In der Jubla suchten sie Zuneigung und Gemeinschaft. Aber auch in der Jubla, der in der Deutschschweiz über 32.000 Kinder und Jugendliche im Alter von 8 bis 25 Jahren angehören, können gewaltsame Auseinandersetzungen nicht ausgeschlossen werden.

Um den Jugendlichen, die ab dem Alter von 18 Jahren eine Schar führen können, bei Fragen im Gefühlsbereich entgegenzukommen, hat die Bundesleitung bereits vor einiger Zeit ein Haltungspapier "Sexuelle Ausbeutung und Grenzverletzungen" bereitgestellt. Darin werden sowohl physische wie psychische Grenzen benannt. So heisst es darin zu unstatthaften Kontakten: "Die Person kann nicht selbst bestimmen, wie nahe sie jemanden kommen lassen möchte."

Unverkrampfter Umgang

Freundschaftliche Gefühle sind erwünscht. Zu einem unverkrampften Umgang gehören auch Körperkontakte. Bei Hinweisen oder Verdacht auf sexuelle Ausbeutung aber sind Leiterinnen und Leiter aufgerufen, dies zu melden und fachliche Hilfe zu beanspruchen.

Jubla-Lager: Höhepunkt des Jahres für viele Kinder und Jugendliche.

Die Kinder- und Jugendorganisationen arbeiten in diesem Bereich mit der Fachstelle mira in Zürich zusammen. Diese gilt als Kompetenzzentrum zur Prävention sexueller Ausbeutung im Freizeitbereich. Die Bundesleitung verfügt zudem über eine Fachgruppe, welche diesen Themenbereich behandelt.

Zerrüttete Familien

In jüngster Zeit machten Meldungen über Gruppenvergewaltigungen unter Jugendlichen mediale Schlagzeilen, zum Beispiel im Zürcher Stadtteil Seebach. In der dortigen Jubla-Schar haben die Vergewaltigungen Betroffenheit ausgelöst. Über die Sache sei aber nicht explizit gesprochen worden, denn die Schar

Editorial

Der Vorkämpfer. – Er hat ein Leben lang für die Armen und Entrechteten gekämpft – zwei Mal wurde er für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen. Jetzt ist Abbé Pierre 94-jährig gestorben (siehe übernächste Seite). Jahrelang ist der Vorkämpfer gegen soziale Ausgrenzung von den Franzosen zur beliebtesten Persönlichkeit gewählt worden. Henri Antoine Groues, so sein bürgerlicher Name, konnte von heiligem Zorn gepackt werden, wenn er die Würde der "Schwächsten, der Leidenden, der Vergessenen" mit Füssen getreten sah. In seinem Testament hat er seine Gewissheit festgehalten. Und die lautet: "Leben heisst lieben lernen".

Josef Bossart

Die Zahl

1,6 Millionen. – Das Vierzigfache eines Arbeiterlohnes und das Vierfache eines Bundesratslohnes ist für Manager tolerierbar, findet der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK). Spitzensaläre sollen höchstens 1,6 Millionen Franken pro Jahr betragen dürfen. In einer Studie verlangt der SEK mehr Transparenz und Selbstbegrenzung bei Spitzenlöhnen. Er erinnert daran, dass Geldgier zu einer Sucht werden kann wie jede andere. Heute übersteigen Spitzengehälter von Managern einfache Jahreslöhne um das 250- bis 500-Fache. (kipa)

Anzeige

www.kipa-apic.ch
20 Jahre im Archiv

Alle seit 1987 bei Kipa-Apic erschienenen Artikel sind im elektronischen Archiv abrufbar.
Jahresabonnement (Fr. 500.-) oder Punkteabonnement (Fr. 100.-)
Infos unter www.kipa-apic.ch oder 026 426 48 31

war von den Ereignissen nicht touchiert, sagt der Informationsbeauftragte der Jubla Zürich, Gregor Jann.

Die Jubla sei jedoch mit anderen "schwierigen Situationen" konfrontiert. Der 24-jährige angehende Ökonom nennt zerrüttete Familien oder auch solche, die keine Zeit für ihren Nachwuchs haben. In solchen Fällen sei die Mannschaft, welche die Schar leitet, schon herausgefordert.

Zuweilen seien die Leiter auch überfordert. Zu Beispiel im Fall von hyperaktiven oder gewalttätigen Kindern. Werde unter den Knaben zu stark randaliert, gelte es, ihnen gegenüber die Grenzen ihres Tuns klar zu benennen. Bei schweren Fällen würden wenn möglich die Eltern einbezogen. Aber meist könnten die Probleme innerhalb der Scharen gelöst werden. Das Leitungsteam werde entsprechend geschult. Jubla-Sprecherin Denise Pfammatter ist überzeugt, dass das Gemeinschaftsgefühl in den Scharen dazu beitrage, die Gewaltbereitschaft zu senken. Und: "Die Jubla ist nicht leistungsorientiert".

Krisenkonzept

Bei Problemfällen würden die Scharen meist nicht allein dastehen. Die Sorgenkinder seien in Schule und Gemeinde meist schon bekannt, sagt Gregor Jann. Und im Extremfall können die Scharleiter die Kirchgemeinde um Hilfe bitten.

Gemäss Denise Pfammatter hält die Jubla ein Krisenkonzept bereit. Vermittelt würden im Falle des Falls Fachleute wie Psychologen oder Juristen. Das Konzept habe sich beispielsweise bereits bei Unfällen bewährt.

Denken und Handeln

Ein weiteres Haltungspapier, das die Bundesleitung bereithält, betrifft Suchtmittel. Anvisiert sind Alkohol, Tabak und Betäubungsmittel. Das Papier rät – der Realität unter den Jugendlichen Rechnung tragend – zu einem "bewussten Umgang". "Wenn das Leitungsteam am Abend eine Flasche Wein öffnet, ist das ok", sagt Denise Pfammatter.

Es gäbe schon Leiter, die, wie andere Jugendliche, bezüglich Alkohol ein Problem hätten. Die Jubla-Sprecherin erinnert diesbezüglich daran, dass die Scharen von einem Präses (spirituellen Beistand) und einem Coach mit professioneller "Jugend + Sport"-Ausbildung begleitet werden. Diese seien erste Ansprechpersonen.

Verwischte Grenzen

Im Zusammenhang mit den durch Jugendliche verübten Vergewaltigungen in Steffisburg BE, Rhäzüns GR und Zürich und auch bei anderen Gewalttaten verweisen Medien und Parteien, zum Teil pauschal, immer wieder auf ausländische Jugendliche als Hauptverantwortliche.

Das lässt Gregor Jann so nicht gelten. In gewissen Stadtteilen Zürichs gebe es

Kein Familienersatz, aber ein offener Verein, der Integration fördern will.

einen hohen Ausländeranteil, entsprechend sei die Durchmischung in den Scharen. "Doch ehrlich", fragt der ehemalige Scharleiter, "was ist ein Schweizer, was ist ein Ausländer? Bei Kindern vermischen sich diese Grenzen und sind oft irrelevant."

Integration fördern

Die Jubla nennt er einen offenen Verein, Integration sei ein Thema und jedes Kind sei willkommen. Probleme gebe es, wenn ein Kind kein Schweinefleisch essen darf oder wegen seiner Religionszugehörigkeit einen katholischen Gottesdienst nicht besuchen will.

Die Integration ist für die Jubla eine Herausforderung und für die nächsten vier Jahre eines der Hauptziele, sagt Denise Pfammatter. Entsprechend heisst das dritte Haltungspapier der Jubla-Bundesleitung "Integration von Kindern und Jugendlichen mit ausländischer Herkunft".

Offen für alle Kinder

Der Jubla-Alltag werde zwar durch die "räumliche Nähe zur Kirche" bestimmt, dennoch sei die Jubla für alle Kinder und Jugendliche offen, egal welcher Nationalität, Kultur und Religion, ist da zu lesen. Für die Jubla zählen "Gemeinsamkeiten – nicht Unterschiede".

Das neue Leitbild, das im Entwurf vorliegt – die Jubla feiert im Juni 2007 ihr 75-Jahr-Jubiläum –, nimmt diese Gedanken auf. Der in der Deutschschweiz grösste katholische Kinder- und Jugendverband will ein Ort sein, wo sich Kinder ohne Unterschiede von Kultur, Religion oder Konfession entfalten können und in ihrer Eigenart akzeptiert werden. (kipa)

Namen & Notizen

Karl Lehmann. – Die Christen in Europa sollen entschiedener für ihre Werte eintreten, und es gehe darum, die grundlegenden Werte in einem gemeinsamen Europa offensiv durchzusetzen, mahnte der deutsche Kardinal und Vorsitzende der Bischofskonferenz am 20. Januar in Bamberg. Es bringe nichts, ein "Klagelied über die Säkularisierung" anzustimmen, sondern dem Glauben müsse im vielstimmigen Chor einer pluralistischen Gesellschaft Gehör verschafft werden. (kipa)

Georg Holzherr. – Der ehemalige Abt des Klosters Einsiedeln feierte am 22. Januar seinen 80. Geburtstag. Der Doktor der Theologie versorgt seine Homepage (www.gotteswort.ch) mit Inhalten – und gibt nächstens eine Art Witzbüchlein mit Anekdoten aus dem Kloster heraus: "Heiteres und Peinliches aus dem Kloster". (kipa)

Klaus Ammann. – Die Definition des Priesters im katholischen Kirchenrecht – nur der geweihte Priester kann das Sakrament der Eucharistie gültig vollziehen – widerspreche den Menschenrechten und damit der schweizerischen Bundesverfassung, schreibt Ammann namens der Kerngruppe des "Luzerner Manifests" in einem Rundbrief. Es sei befremdend, wenn ihnen von Kritikern "schismatische Absichten" unterschoben würden (siehe letzte Seite). (kipa)

Silja Walter. – Das Gesamtwerk der im Kloster Fahr AG lebenden Ordensfrau und Lyrikerin ist am 19. Januar an einer feierlichen Vernissage vorgestellt worden. Die zehnbändige Gesamtausgabe im Paulusverlag (Freiburg i. Ü.), deren letzter Band eben erschienen ist, markiert nur den vorläufigen Abschluss; die 87-jährige Benediktinerin schreibt weiterhin. (kipa)

Pierre Bürcher. – Gaza sei das "grösste Freiluftgefängnis der Welt", und die 1,5 Millionen Menschen in diesem von Israel eingeschlossenen palästinensischen Gebiet überlebten mehr als dass sie lebten, sagte der Weihbischof von Freiburg-Lausanne-Genf zum Abschluss einer Heiligland-Reise von europäischen und nordamerikanischen Bischöfen. Bürcher präsidiert die Catholica Unio Internationalis, welche die Beziehungen zwischen den Kirchen des Westens und des Orients stärken möchte. (kipa)

"Leben heisst lieben lernen"

Christoph Lennert über den verstorbenen Armenpriester Abbé Pierre

Paris. – Die hagere Gestalt mit weissem Vollbart und dicker Hornbrille kannte jeder Franzose. Abbé Pierre gehörte zu den beliebtesten Persönlichkeiten Frankreichs: Regelmässig wurde er bei Umfragen an die Spitze der populärsten Franzosen gewählt. In der Nacht auf den 22. Januar erlag er im Alter von 94 Jahren in einem Pariser Spital einer Lungeninfektion.

Die Beliebtheit des Ordensmanns liegt in seiner Biografie: 1949 kaufte er vor den Toren von Paris ein Gebäude, das er obdachlosen Familien zur Verfügung stellte. Weitere Grundstücke wurden besetzt, Häuser errichtet. Es folgte die Gründung der Emmaus-Gemeinschaften zur Hilfe für Ausgestossene.

Legendärer Hilfsappell

Legendär wurde der Hilfsappell, mit dem Abbé Pierre im Winter 1953/54 für die Obdachlosen eintrat – und eine beispiellose Spendenwelle in Gang setzte. Heute kümmern sich Emmaus-Gemeinschaften in mehr als 30 Ländern der Welt um Kranke, Arme, Einsame und Strafentlassene.

Neben mehr als 100 Gemeinschaften in Frankreich gibt es inzwischen weltweit Zweige der Emmaus-Familie. In der Schweiz ist die Bewegung seit 1956 vertreten. Ihr gehören landesweit elf Institutionen an.

Zur Welt kam Abbé Pierre am 5. August 1912 als Henri Antoine Groues, Sohn eines Seidenfabrikanten in Lyon. Als Kind erlebte er, wie sein wohlhabender Vater in der Freizeit Obdachlosen die Haare schnitt, für Essen und Kleidung der Bedürftigen sorgte. 1930 trat er in den Kapuzinerorden ein, verteilte das Erbe des Vaters an die Armen.

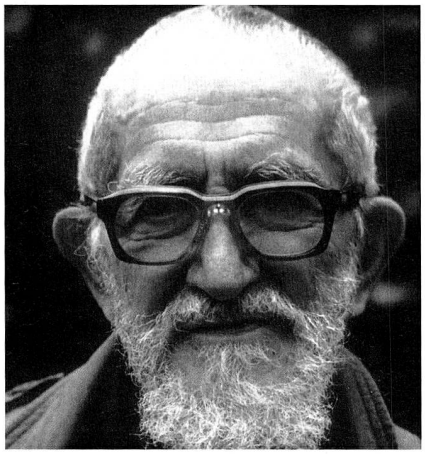
Nach seiner Priesterweihe 1938 ging der Pater während des Krieges in den Widerstand; aus dieser Zeit stammt sein Deckname Abbé Pierre. Bis 1951 war er Mitglied des französischen Parlaments, doch Gefallen an der Politik hat er nicht gefunden. Ihm schienen die Veränderungsmöglichkeiten zu eingeschränkt.

Kampf für die Ausgeschlossenen

Auch in hohem Alter kämpfte Abbé Pierre für die Ausgeschlossenen der Gesellschaft. 1984 rief er die Franzosen noch einmal zu einer grossen Hilfsanstrengung für die "neuen Armen" auf, stellte sich vor Hausbesetzer, klagte Politiker der unterlassenen Hilfeleistung an, widmete sich immer neuen Feldern der Diskriminierung und des Unrechts. In den 60er Jahren warb er um Verständnis für die Kriegsdienstverweigerer der Kolonialkriege, unterstützte Befreiungstheologen in Lateinamerika, kümmerte sich um Aids-Kranke – wobei er das kirchliche Kondom-Verbot ablehnte.

Im Widerspruch zur Lehrmeinung

Innerkirchlich stand Abbé Pierre häufig im Widerspruch zur Lehrmeinung.



Abbé Pierre, 1912-2007. (Bild: kna)

Er trat ein für die Aufhebung des Zölibats und für eine liberalere Haltung bei der Empfängnisverhütung. 1996 löste er einen Sturm der Entrüstung aus, weil er seinen Freund Roger Garaudy verteidigte, der in einem Buch den Holocaust an den Juden relativiert hatte. Abbé Pierre nahm seine Äusserungen zurück.

Noch einmal geriet er in die Schlagzeilen, als er 2005 in einem Buch eigene "flüchtige" sexuelle Begegnungen einräumte und gesellschaftliche Anerkennung für homosexuelle Paare forderte.

Die jüngste Solidaritätsbewegung für Obdachlose, die mit Zelten an den Ufern der Seine in Paris kampiert, hat Abbé Pierre nicht mehr öffentlich kommentiert. Dass die französische Regierung aber noch vor den Wahlen ein einklagbares Recht auf Wohnen gesetzlich verankern will, muss Abbé Pierre Genugtuung verschafft haben. Diese Forderung hatte er seit Jahrzehnten erhoben.

Vielleicht gab den Ausschlag für den Erfolg des Ordensmannes seine Grundhaltung, die er in seinem Buch "Mein Testament" so beschrieb: "Wenn ich allen, die um mehr Menschlichkeit bemüht sind, eine Gewissheit weitergeben soll, dann ist es die – ich kann wirklich keine andere geben: 'Leben heisst lieben lernen.'" (kipa)

In 2 Sätzen

US-Klimaschutz-Allianz. – Führende evangelikale Kirchenführer der USA haben gemeinsam mit prominenten Klimaforschern eine Initiative gegen die globale Erwärmung gestartet. In einem offenen Brief fordern sie Präsident Bush und andere führende US-Politiker auf, mehr für den Umweltschutz zu tun. (kipa)

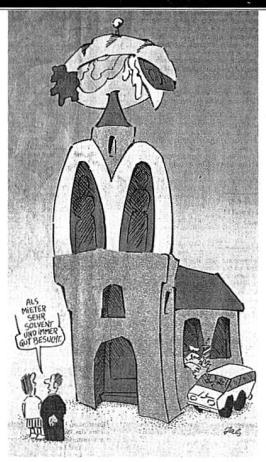
Wertebewegung. – Die Evangelische Volkspartei (EVP) der Schweiz hat in Bern die Kampagne "lebenswerte.ch" lanciert und möchte auf diesem Weg eine überparteiliche Wertebewegung ins Leben rufen. Das "rasante Wegbrechen tragender gemeinsamer Werte" sei das Grundproblem der heutigen Gesellschaft. (kipa)

"Religion und Kultur". – Die Einführung eines neuen Pflichtschulfachs "Religion und Kultur" ist am 15. Januar im Parlament des Kantons Zürich auf breite Zustimmung gestossen. Das neue Fach – angelegt als Unterricht über Religion und nicht als Einführung in eine Religion – ist der Gegenvorschlag der Kantonsregierung zur Initiative für die Wiedereinführung des Freifachs "Biblische Geschichte", die von über 50.000 Stimmberechtigten unterzeichnet worden war. (kipa)

H2Onews. – In Anlehnung an die chemische Formel für Wasser nennt sich eine neue TV-Produktionsgesellschaft, die katholischen Fernsehsendern Nachrichten über Papst, Vatikan und Weltkirche anbietet. Mit Hauptsitz in Rom will "H2Onews" ab Frühjahr täglich etwa zehn Berichte in verschiedenen Sprachen veröffentlichen. (kipa)

Doch nicht mit Papst-Namen. – Die Umbenennung des Römer Hauptbahnhofs "Stazione Termini" in "Stazione Termini – Giovanni Paolo II." vom 23. Dezember 2006 ist von Bürgermeister Walter Veltroni indirekt rückgängig gemacht worden. Es habe sich nicht um eine offizielle Namensänderung, sondern bloss um eine Hommage an den verstorbenen Papst gehandelt; die Umbenennung war von laizistischen Kreisen und der Linken scharf kritisiert worden. (kipa)

Zeitstriche



Kirchenverkauf. *– Wenn es immer weniger katholische Kirchensteuerzahler gibt, wird auch bei den Immobilien gespart. In Luzern überlegt sich die katholische Kirche, was künftig mit Pfarreiheimen oder Gotteshäusern geschehen könnte. Werde es finanziell eng, müsse man vielleicht unrentable Liegenschaften abstossen, sagt der kirchliche Verwaltungsleiter. – Karikatur von Jals in der Neuen Luzerner Zeitung: Kirche als McDonald's? (kipa)*

Brief an Chinas Gläubige

Rom. – Papst Benedikt XVI. will einen Brief an alle chinesischen Katholiken richten und über seinen künftigen Kurs informieren.

20 Monate nach seinem Amtsantritt hat Papst Benedikt XVI. eines der grossen ungelösten Probleme der Kirche und der vatikanischen Diplomatie in Angriff genommen: Das Verhältnis zur Volksrepublik China und zur dortigen Kirche.

Der Papst wird in seinem Brief an Chinas Katholiken wohl die Einheit der katholischen Kirche anmahnen, seinen Wunsch nach normalen Beziehungen zu den Behörden unterstreichen, einschliesslich voller diplomatischer Kontakte – die seit 55 Jahren unterbrochen sind –, und zugleich Religionsfreiheit für die Katholiken fordern. Das sind die Empfehlungen eines China-Gipfels, der im Vatikan tagte.

Chinas 12 Millionen Katholiken sind in eine regimenahe Patriotische Vereinigung und eine papsttreue Untergrundkirche gespalten – letztere ist immer wieder Repressionen ausgesetzt. (kipa)

Bischofskritik an "Luzerner Manifest"

Solothurn. – Nur die Weltkirche kann über die Abschaffung der Zölibatspflicht und die Einführung der Priesterweihe für Frauen entscheiden. Wer dies leugne, begehe einen fundamentalen Irrtum. Dies sei beim "Luzerner Manifest" der Fall, schreibt der Bischof von Basel, Kurt Koch, in einem am 17. Januar von der Presseagentur Kipa verbreiteten Beitrag.

Wer einen solchen Irrtum propagiere, könne entweder "uns Bischöfe nicht ernst nehmen" oder stehe nicht mehr auf dem Boden des katholischen Kirchenverständnisses, wie es das Konzil in Erinnerung gerufen habe.

"Zumutung einer Abspaltung"

Nehme man das "Luzerner Manifest" beim Wort, so könne es letztlich nicht anders interpretiert werden "denn als Zumutung an uns Schweizer Bischöfe, uns von der Weltkirche abzuspalten", schreibt Koch. Die Bischöfe würden "beinahe bis zur Ermüdung immer wieder betonen, dass eine solche Änderung nur weltkirchlich entschieden werden kann".

Dass man Bischöfen, die im Dienst der Einheit der Kirche stehen, Kirchenspaltung zumute, bezeichnet Koch als ungeheuerlich. Er weist auf die Weltgemeinschaft der Anglikaner hin. Diese stehe gerade wegen einer regionalen Einführung der Zulassungsbedingungen "ohne Einschränkung durch Geschlecht und Lebensstand" vor einer fatalen Kirchenspaltung. "Es zeugt meines Erachtens von Realitätsblindheit, wenn Katholiken dasselbe Schicksal auch unserer Kirche zumuten wollten", so Koch.

Er weist darauf hin, dass die Schweizer Bischöfe die "drängenden Fragen unserer pastoralen Situation in der Weltkirche immer wieder zur Sprache bringen" – zuletzt im November in Rom.

Menschenrechte nach innen

Im "Luzerner Manifest" von 2006 wird erklärt, dass die katholische Kirche die Menschenrechte nicht nur nach aussen verteidigen, sondern auch nach innen umsetzen müsse. Die Gleichstellung von Mann und Frau sei eine erstrangige Forderung der Uno-Menschenrechtserklärung sowie der Bundesverfassung. Das "Manifest für eine geschwisterliche Kirche" ermutigt Kirchgemeinden, ihre Verantwortung dem Evangelium gegenüber und "ihre Mündigkeit und ihr Recht" zur Umsetzung der Gleichberechtigung in der Kirche wahrzunehmen. Das Manifest haben im Oktober 112 Mitglieder katholischer Verbände, Vereine und Behörden unterzeichnet. (kipa)

Daten & Termine

25. bis 27. Januar. – Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) und das World Economic Forum (WEF) führen in Davos GR zum fünften Mal das "Open Forum Davos" durch. In sieben öffentlichen Diskussionsveranstaltungen sollen aktuelle und kontroverse Fragen zur globalisierten Gesellschaft zur Sprache kommen – etwa die Spitzensaläre von Managern. Das Forum sei eine "öffentliche Dialogplattform für zentrale Themen der gesellschaftlich-politischen Diskussion, vor allem der Menschenwürde, der wirtschaftlichen Gerechtigkeit und der ökologischen Verantwortung", erklärt SEK-Ratspräsident Thomas Wipf. Die Kirchen wollten dabei einen Beitrag zum "beharrlichen Gespräch" leisten.

www.sek-feps.ch (kipa)

2. März. – Für den Weltgebetstag 2007, traditionell am ersten Freitag im Monat März gefeiert, haben Frauen aus dem südamerikanischen Paraguay die Liturgie geschrieben. Überschrift: "Vereint unter Gottes Zelt". Die von christlichen Frauen ins Leben gerufene und getragene Weltgebetstags-Bewegung, entstanden 1887 in den USA, ist die weltweit grösste und auch älteste ökumenische Gebetsbewegung. In der Schweiz finden am Weltgebetstag jeweils etwa 1.300 Feiern statt. (kipa)

2. April. – Spekulationen über einen baldigen Abschluss des Seligsprechungsverfahrens für Papst Johannes Paul II. und über eine Seligsprechung noch 2007 sind vom Bistum Rom zurückgewiesen worden. Am 2. April jährt sich der zweite Todestag. (kipa)

Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Josef Bossart
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Freiburg (Schweiz) herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 192, Boulevard de Pérolles 36, CH-1705 Freiburg
Telefon: 026 426 48 21, Fax: 026 426 48 00,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement: Fr. 125.- (inkl. MWST),
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 65.-.
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

Papst Johannes Paul II. auf Pfingsten 1998 katholische Bewegungen nach Rom eingeladen hatte. Johannes Paul II. bezeichnete die Bewegungen («movimenti») als Antwort des Heiligen Geistes auf die Herausforderungen unserer Zeit und wünschte, dass sie miteinander weitergehen. Chiara Lubich versprach dem Papst öffentlich, dass sich die Fokolar-Bewegung mit ihrem Charisma der Einheit dafür einsetzen werde. Im Gefolge dieses Pfingsttreffens kam es 1999 in Speyer zu einer europäischen Zusammenkunft von 174 Gründerinnen und Gründern sowie Verantwortlichen von 41 Bewegungen und Gemeinschaften; im gleichen Jahr fanden sich in der Schweiz Verantwortliche von Bewegungen zu einer Arbeitsgruppe zusammen, die in den Jahren 1999, 2000 und 2001 Tagungen durchführte.

Im Anschluss an die Feierlichkeiten zur Unterzeichnung der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre im Jahre 1999 traf sich eine grosse Gruppe des «Treffens von Verantwortlichen» mit Chiara Lubich von der Fokolar-Bewegung und Andrea Riccardi von der Kommunität Sant'Egidio. Im gemeinsamen Hören auf den Geist Gottes werde man verstehen, was zu tun sei, wurde zur gemeinsamen Überzeugung. Im folgenden Jahr wurde Chiara Lubich zum «Treffen von Verantwortlichen» eingeladen. Um die Erfahrung des Miteinanders einem grösseren Kreis zu ermöglichen, kam es im Jahre 2001 in München zur Veranstaltung «Miteinander – wie sonst», an der die Verantwortlichen «ein Bündnis der Liebe» schlossen. Um über die konkreten Auswirkungen dieses Bündnisses gemeinsam nachzudenken, trafen sich Verantwortliche von Gemeinschaften aus Deutschland und Italien 2002 in Rom und entwickelten die Idee, im Jahr 2004 in Deutschland eine grosse Begegnung von Bewegungen aus ganz Europa durchzuführen. Diese fand 2004 mit dem Leitwort «Miteinander für Europa» statt; die nächste Veranstaltung von christlichen Bewegungen und Gemeinschaften aus allen Kirchen und ganz Europa wird am 12. Mai 2007 wieder in Stuttgart stattfinden.

Die ersten Kontakte zwischen katholischen und evangelischen Bewegungen in der Schweiz entstanden im Hinblick auf die Stuttgarter Veranstaltung von 2004. Nach Stuttgart haben sich diese Kontakte so vertieft, dass nun eine erste gemeinsame Tagung durchgeführt werden konnte. Der erste Schritt auf dieses Miteinander zu war das Zusammenkommen der Bewegungen in den Konfessionskirchen; dass der zweite Schritt, das interkonfessionelle Zusammenkommen möglich wurde, muss die ökumenisch engagierten frühen Förderer des ersten Schrittes, auf evangelischer Seite Lukas Vischer und auf katholischer Seite Karl Stürm, freuen.

Ein Impuls für die Ökumene

Die beiden Referenten erzählten indes nicht nur die Geschichte dieses Miteinanders, sondern stellten auch heraus, wie die Kirche und die Ökumene dadurch neue Impulse erhält. René Klaus erinnerte, wie Papst Benedikt XVI. am diesjährigen Pfingsttreffen der Bewegungen, zu dem gegen eine halbe Million nach Rom gereist waren, die Möglichkeiten der Bewegungen zur christlichen Lebens- und Weltgestaltung betont hatte. Sie würden zur Lebendigkeit, Einheit und Freiheit in der Kirche beitragen.[2] Georg Schubert verspricht sich von den Bewegungen eine Stärkung der Stimme der Kirche in der Gesellschaft. Menschen, die sich in Gemeinschaften verpflichtet haben, haben die Freiheit, sich zu engagieren und zu exponieren. Mit dem Thema «Miteinander Reichtum teilen» lade die Tagung dazu ein, den Reichtum der anderen zu entdecken, zuerst anzuschauen, was verbinde, im anderen Jesus Christus zu entdecken.

Anschliessend trug Clara Squarzon, die Verantwortliche der Fokolar-Bewegung in der Schweiz, Überlegungen zu den «Grundlagen der Zusammenarbeit» vor. Ermöglicht werde die Zusammenarbeit durch den Dialog, der die Herzen öffne. Ihm zugrunde liegen müsse eine Liebe, die keine Grenzen setze.

Ökumenisches Gesang- und Gebetbuch der Schweizer Armee

Die Einführung des ersten deutschsprachigen ökumenischen Gesang- und Gebetbuches in Europa ist zweifelsohne ein bemerkenswertes Ereignis. Zwar sind ökumenische Gottesdienste im Militärdienst zunehmend die Regel, doch dass sie künftig gezielt aus Materialien der drei landeskirchlichen Gesang- und Gebetbücher gemeinsam schöpfen, ist neu und in dieser Form in den umliegenden Ländern noch unbekannt. Die 238 Gesänge umfassende Liedökumene dieser drei Bücher veranlasste die beiden Chef Armeeseelsorger der Armee, die Gesangbuchbeauftragten der katholischen und reformierten Kirchen zur Schaffung eines längst fälligen Armeegesang- und Gebetbuches einzuladen. Am 10. Januar 2007 konnte Brigadier Dominique Andrey, Chef Personelles der Armee, diese Arbeit von 131 Seiten den rund 80 Armeeseelsorgern der Lehrverbände bei Ihrem Rapport in der Lenk in die Hand geben. Dabei betonte er, dass in der Ausbildung und im Alltag der Angehörigen der Armee die seelsorgerlichen und die damit verbundenen gottesdienstlichen Aufgaben ihre Bedeutung haben und behalten. Die beiden Gesangbuchbeauftragten Pfarrer Hans-Jürg Stefan (reformiert) und P. Dr. Walter Wiesli (katholisch) führten praxisorientiert mit vielen Singbeispielen in die Vielfalt des Büchleins ein. Das Büchlein ist in der Lage, alle üblichen Gottesdienstformen in allen Jahreszeiten abzudecken und gibt auch Anreiz, ausserhalb des Gottesdienstes Orte der Besinnung und Stille zu füllen. Sprecher der Landeskirchen und deren Gesangbuchvereine, die sich am Projekt beteiligt haben, freuen sich am gelungenen Werk und begrüssten es als Zeichen gelebter Ökumene. Die Präsentation schloss mit einem besinnlichen Abendlob.

Pressemitteilung Armeeseelsorge/Redaktion SKZ

ÖKUMENE

[2] Die geistlichen Gemeinschaften der Katholischen Kirche. Kompendium, Leipzig (St. Benno-Verlag) o. J. (2006).

Mit Worten von Chiara Lubich gesagt: alle lieben (die Liebe müsse inklusiv sein), als erste lieben (die Liebe müsse initiativ sein), sich eins machen (sich mit dem Nächsten und auch mit seinem Gefühl identifizieren), den Feind lieben (Konflikte würdig lösen). Ziel einer solchen Zusammenarbeit sei das Zeugnis, und zwar das gemeinsame Zeugnis.

Die Kirche braucht die Bewegungen

Um von Verantwortungsträgern in der Kirche zu hören, wie sie den Auftrag der Bewegungen sehen, waren der Präsident der Schweizer Bischofskonferenz, Bischof Amédée Grab, sowie der Präsident der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in der Schweiz, Pfarrer Ruedi Heinzer, eingeladen worden. Bischof Amédée Grab konzentrierte sich auf die ökumenische Dimension des Miteinanders und unterstrich nachdrücklich die fundamentale Bedeutung des geistlichen Ökumenismus, der Spiritualität der Ökumene. Mit Bischof Kurt Koch, seinem gewählten Nachfolger im Präsidium der Bischofskonferenz und bis dann noch Verantwortlicher des Ressorts Ökumene, plädierte er dafür, dem Trend zur Funktionalität das Gebet entgegenzusetzen und damit das Bewusstsein, angewiesen und hilfsbedürftig zu sein. Da die Einheit der Kirche ein Geschenk des Heiligen Geistes sei, bedürfe es des Geistes Gegenwart. Eine ökumenische Hermeneutik des Lernens und Leidens ermögliche eine Profilierung bei gleichzeitiger Anerkennung des anderen. Mass zu nehmen sei dabei am Evangelium, was einen Geist der Umkehr, der Bekehrung voraussetze. So werde auch eine Läuterung der geschichtlichen Erinnerung möglich.

Für Pfarrer Ruedi Heinzer verkörpern die Gemeinschaften eine Botschaft, die man schwer in Worte fassen kann. Die einzelnen Christen und Christinnen können sich kaum von den gegebenen ökonomischen Zwängen befreien; «allein kann ich nicht aussteigen», stellte Pfarrer Heinzer fest, Kommunitäten hingegen können sich sehr wohl vom Konsumismus freier machen; sie seien Leuchtkäfer in der Industriesteppe. Darum sei es bedauerlich, dass die Gemeinschaften in den evangelischen Kirchgemeinden und Kantonalkirchen strukturell nicht anerkannt seien. Der Kirche würde ohne Gemeinschaften etwas Wesentliches fehlen. Als «Stadt auf dem Berg» müssten die Gemeinschaften auch in den Strukturen der Kirche vorkommen.

Erfahrungen des Miteinanders

Anschliessend war Gelegenheit geboten, in Gruppengesprächen voneinander zu hören und eine im Austausch gewachsene Einsicht dem Plenum mit einem papierenen Mauerstein, auf dem nur ein Wort stehen sollte, mitzuteilen. Dabei wurde deutlich, wie die konfessionsverschiedenen Bewegungen einander kennen und schätzen lernen wollen und auch bereit sind, einen Weg des Miteinanders zu gehen.

Was das konkret heissen könnte, veranschaulichten kurze Berichte und Stellungnahmen aus verschiedenen Bewegungen. So besucht die Gruppe «Spiritualität» der Vereinigten Bibelgruppen (VBG) Orte, an denen eine andere spirituelle Tradition gelebt wird; in der eigenen Spiritualität gut verankert, will sie so die Tiefe und Weite der christlichen Spiritualitäten kennen lernen. Die Schönstatt-Bewegung pflegt gegenseitige Besuche, lädt andere ein, damit sie von sich erzählen können; denn im Sinne der «Pluralität der Erzählung» von Paul Ricoeur führ das Erzählen zum Verstehen. Die Vineyard Bern erwartet vom Miteinander, «Ihm glaubwürdige Zeugen sein zu können», und zwar gemeinsam, um nicht müde zu werden. Sant'Egidio schliesslich geht es um das Erlernen des Dialogs, der Früchte trage.

Mit einem Rückblick auf die Stuttgarter Veranstaltung von 2004 verband Marco Würgler vom Schweizerischen Diakonieverein einen Ausblick auf «Stuttgart II» von 2007.[3]

Die abschliessende Gebetsstunde umfasste Lobpreis und Fürbitte in Wort und Lied und ermöglichte so ein Miteinander, das seine Verheissung im Wort hat: «Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen» (Mt 18,20).

Rolf Weibel

[3] www.europ2007.org

BUNTE RELIGIONSLANDSCHAFT

RELIGIONEN

«Glaubenssache» titelt das Stapferhaus seine Ausstellung «für Gläubige und Ungläubige».[1] Genau besehen ist es eine Ausstellung, die die heutige Pluralität von Religion in der Schweiz mit Wort und Bild und Gegenstand anschaulich und mit einem «Glaubenstest für Gläubige und Ungläubige» nachvollziehbar macht. Denn zum einen handelt es sich um eine Pluralität von *Religionszugehörigkeit,* wie sie statistisch erhoben werden kann; zum andern geht es um eine *Pluralität innerhalb der Religionsgemeinschaften,* die als Ergebnis einer alle Religionen berücksichtigenden Typisierung in der Form von «Glaubenspositionen» dargestellt werden kann.

«Glaubenssache»

Der Gang durch die Ausstellung beginnt mit beiden Arten der religiösen Pluralität. Als «Glaubenslandschaft» werden Zahlen der Volkszählung zur Reli-

[1] Zeughausareal Lenzburg, Dienstag bis Sonntag 10 bis 17 Uhr, Donnerstag bis 20 Uhr, bis 29. April 2007, glaubenssache.stapferhaus.ch.

gionszugehörigkeit mit einer erweiterten Nomenklatur aufgelistet. Das «Glaubensbekenntnis», das von vier Männern und fünf Frauen im Alter von 16 bis 71 Jahren in kurzen Filmbeiträgen als ihr persönliches individuell formuliert wird, macht über die Pluralität der Zugehörigkeit hinaus die Pluralität innerhalb der Religionsgemeinschaften vernehmbar. Ohne weitere Kenntnisse könnte die aufgelistete «Glaubenslandschaft» diese Pluralität allerdings übersehen lassen: So erscheint beispielsweise die kleine jüdische Glaubensgemeinschaft mit 5 unterschiedlichen «Religionsgemeinschaften» und 6 «Initiativen, Vereinigungen und Bewegungen» als vielfältig, während die römisch-katholische Kirche monolithisch aufgeführt wird.

Der nächste Raum öffnet Einblicke in die private und öffentliche religiöse Praxis. In sechs Kojen, Hörstationen, begegnen wir Männern und Frauen, die von ihrem Verhältnis zum *Gebet* berichten. Unter dem Titel *«Gewohnheit»* geben in drei weiteren Kojen Filmbeiträge Einblicke in Morgen- bzw. Abendrituale von drei Familien; gezeigt werden ein muslimisches Abendgebet, ein nicht religiöses Gute-Nacht-Ritual sowie ein Morgenritual mit einem naturreligiösen Element. In die öffentliche Praxis führen Filmausschnitte aus vier *Gottesdiensten* mit je einem anschliessenden Kurzinterview: von einem hinduistischen Tempelfest, einem Zen-Sesshin im Lassalle-Haus Bad Schönbrunn, einem römisch-katholischen Wortgottesdienst mit Kommunionfeier sowie einer icf-celebration in Zürich. Lässt man diese vier Filmberichte auf sich wirken, kommt der Gedanke von selbst, dass Religion auch und vielleicht vor allem Religionskultur ist.

Sehr anschaulich wird die Breite dieser Kultur mit der Wand der *«Glaubenssachen»*. Hundert Personen haben dafür persönliche Gegenstände zur Verfügung gestellt und dazu auch mitgeteilt, was ihre Sache zur Glaubenssache macht. Versammelt sind religiöse Zeichen und Kultgegenstände, aber auch Alltagsdinge und Fundstücke. Zu Glaubenssachen wurden diese Symbol- und Gebrauchsgegenstände durch ihre Verbindung mit einer Glaubensbiographie. Hier werden aber nicht nur Momente der Religionen symbolisiert; zum Ausdruck gebracht werden auch Traditionen der Volksfrömmigkeit wie im «térré», jenem Unheil abwendenden senegalesischen Hüftgürtel, in dem nicht nur mit Koranversen beschriebene Zettel, sondern auch Holzwurzelstücke eingenäht sind.

Glaubensstreit und Glaubenszukunft

Der Glaube wird, wie dargestellt, im Gottesdienst der Glaubengemeinschaften öffentlich; er wird darüber hinaus aber auch in den öffentlichen Raum getragen und kann dort dann auch zu Streit führen. Solchen *«Glaubensstreit»* thematisiert die Ausstellung an drei Beispielen. Die Hindu-Gottheit Ganesha auf der Einkaufstasche, mit der die Migros für ein Schulprojekt in Indien warb, empfanden die einen als Missbrauch eines religiösen Symbols, während damit nur ein Symbol für Indien gemeint war. Ein weit strittigeres Thema ist die Minarett-Frage: Sollen in der Schweiz neben Kirchtürmen auch Minarette gleichberechtigt errichtet werden können? Und schliesslich: Wie soll in der öffentlichen Schule mit christlichem Brauchtum umgegangen werden? Gehören Krippenspiel und Weihnachtslieder noch in den Unterricht, wenn immer mehr Kinder aus konfessionslosen oder nicht christlichen Familien kommen? Zu diesen drei strittigen Fragen können jeweils mehrere kurze Stellungnahmen abgehört werden.

Abgeschlossen wird die Ausstellung mit der Auswertung des «Glaubenstests für Gläubige und Ungläubige», nämlich der auf einem Datenstick gespeicherten an drei Fragestationen gegebenen Antworten des Besuchers und der Besucherin sowie einem damit verbundenen Ausblick auf mögliche Zukünfte von Religion in der Schweiz. Das Ergebnis dieser Auswertung ist eine Typisierung der Antworten in ein areligiöses, kulturreligiöses, alternativreligiöses oder traditionsreligiöses Glaubensprofil. An einem Runden Tisch werden diese Glaubenstypen bezüglich Glaubensprofil, Glauben und Gesellschaft sowie Glaubenszukunft noch etwas konkretisiert. Auf der Platte des Runden Tisches entwirft die Ausstellung mit einer Videoinstallation drei Glaubensszenarien für die Schweiz: Die Schweiz wird areligiöser oder multireligiöser oder christlicher. Diskutiert werden diese Szenarien in der Ausstellung nicht mehr, wohl aber in der Begleitpublikation; sie bietet zudem gut verständliche wissenschaftliche Artikel, Reportagen und Stellungnahmen von Politikern, Kulturschaffenden und so genannten Glaubensexperten.[2]

In Unterricht und Erwachsenenbildung

Ingesamt sind die von der Ausstellung vermittelten Informationen klug dosiert, so dass ein Besuch selbst Schulkinder nicht ermüden sollte. «Glaubenssache» ist so eine erste informative und anschauliche Hinführung zu einem Thema, das der Vertiefung bedarf. Ideal wäre deshalb ein Besuch im Rahmen des schulischen oder kirchlichen Religionsunterrichts, aber auch der Erwachsenenbildung. Für die Nacharbeit hat das Stapferhaus selber entsprechende Hilfsmittel bereitgestellt. Zum einen die Begleitpublikation und zum andern Materialien und DVD für den Unterricht.[3]

Diese Publikation bietet Lehrpersonen einerseits sachliche Informationen und anderseits Unterrichtsvorschläge für alle Schulstufen. Erarbeitet wurde sie in Zusammenarbeit mit der Pädagogischen Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz.

Rolf Weibel

[2] Glaubenssache. Ein Buch für Gläubige und Ungläubige. Herausgeber: Stapferhaus Lenzburg. (Verlag hier + jetzt für Kultur und Geschichte) Baden 2006.

[3] Glaubenssache. Religiöse Vielfalt im Klassenzimmer. (Verlag Pestalozzianum der Pädagogischen Hochschule) Zürich 2006.

AMTLICHER TEIL

BISTUM CHUR

Ausschreibungen

Infolge Demission der bisherigen Stelleninhaber werden die folgenden Pfarreien zur Wiederbesetzung ausgeschrieben:
die Pfarrei *Vals* (GR), auf Sommer 2007 oder nach Vereinbarung;
die Pfarrei *Wallisellen* (ZH), auf Sommer 2007 oder nach Vereinbarung.
Interessenten melden sich bis zum 16. Februar 2007 beim Sekretariat des Bischofsrates, Postfach 133, 7002 Chur.

Bischöfliche Kanzlei Chur

BISTUM ST. GALLEN

Veränderungen in der Bistumsleitung

Bischof Markus Büchel hat sich nach intensiven Gesprächen mit seinen Mitarbeitenden entschieden, seine Nachfolge im Pastoralamt nicht mehr durch einen Priester zu besetzen, sondern durch einen Laienseelsorger oder eine Laienseelsorgerin.
Die Aufgabe des Bildungsleiters wird neu mit dem Pastoralamt verbunden, die Leitung des «Amtes für Pastoral und Bildung» wird eine Vollstelle sein. Sie ist momentan noch vakant. Thomas Englberger bleibt weiterhin als 50-Prozent-Mitarbeiter im Pastoralamt.
Als Bischofsvikar hatte Markus Büchel Vertretungsfunktionen des Bischofs übernommen, die er mit dem Generalvikar teilte. Beide waren unter anderem für die Firmspendung und die Pfarreivisitationen im Einsatz. Neu werden Vertretungsaufgaben für den Bischof vermehrt durch Generalvikar Josef Rosenast wahrgenommen. Darum wird der Generalvikar entlastet von der direkten Mitarbeit im Personalamt. Dieses leitete er bis Ende Dezember 2006 zusammen mit Peter Lampart.
Neben Peter Lampart hat Bischof Markus Büchel per 1. Januar 2007 den bisherigen Bildungsleiter Stephan Brunner zum Personalleiter ernannt, er nimmt in dieser Funktion auch im Ordinariatsrat Einsitz. Die Aufgaben im Personalamt werden bis auf weiteres wie bisher aufgeteilt: Peter Lampart ist zuständig für die Dekanate St. Gallen, Sargans, Uznach und Gossau. Stephan Brunner übernimmt von Generalvikar Josef Rosenast die Dekanate Altstätten, Appenzell, Rorschach, Wil-Wattwil.
Peter Lampart und Stephan Brunner begleiten zusätzlich die Prozesse betreffend Seelsorgeeinheiten.

Interesse für den ständigen Diakonat?

Pastoralassistenten, die über eine ausreichende Erfahrung in seelsorgerlicher Praxis verfügen und Interesse haben, sich als ständige Diakone in unserer Diözese einzusetzen (kirchenrechtliche Bedingungen CIC can. 1024–1052), melden sich bis 3. März 2007 bei Regens Guido Scherrer, Klosterhof 6a, 9000 St. Gallen.

Tag der Ordensleute 2007

Am Dienstag, 6. Februar, treffen sich die Ordensleute des Bistums St. Gallen zum Festtag des geweihten Lebens. Bischof Markus pflegt damit die schöne Tradition seines Vorgängers Ivo Fürer weiter. Thema des Ordensleutetages 2007 ist «Verwurzelt in Jesus Christus lebendig auf dem Weg bleiben». Für das geistliche Programm verantwortlich sind in diesem Jahr Schwester Simone Hofer OP, Kloster St. Katharina, Wil, und Pater Bruno Rieder OSB, Benediktinerkloster Disentis.
Die Ordensleute werden ab 10.30 Uhr in der Kathedrale Vorträge und geistliche Impulse hören, miteinander beten und mit dem Bischof Eucharistie feiern. Beim Mittagessen im Pfalzkeller (11.30 bis 13.30 Uhr) besteht Gelegenheit zum Austausch unter den Mitgliedern verschiedener Klöster und Ordensgemeinschaften. Nach einem weiteren Impuls und der Eucharistischen Anbetung wird um 15 Uhr Bischof Markus mit den Schwestern und Brüdern in der Kathedrale von St. Gallen Eucharistie feiern. Alle Gläubigen sind herzlich zu diesem Gottesdienst eingeladen.

WORTMELDUNG

«Abschied von der Volkskirche»

Ich engagiere mich seit über dreissig Jahren in der katholischen Kirche und für sie. Dabei war von Anbeginn an ständig die Rede vom Ende der Volkskirche. Doch nie wurde definiert, was unter «Volkskirche» genau zu verstehen ist. So auch im Artikel von Walter Ludin (vgl. SKZ 175 [2007, Nr. 1–2, S. 4f.]).
Geht es um die staatskirchenrechtlich verfassten Körperschaften? Ich habe den Eindruck, denn sie sind manchen ein Dorn im Auge. Gerade die von Walter Ludin bemühten Beispiele Frankreich und Deutschland zeigen aber, dass unsere föderalistisch verfassten kirchlichen Körperschaften unsere Kirche vor einigen Krisen bewahren können, welche diese Kirchen kaum zu bewältigen vermögen. So führt unser System unter anderem dazu, dass es in jeder Pfarrei einen engagierten Kern von Gläubigen braucht, welche sich für die materiellen Belange der Kirche einsetzen. Partizipation der Gläubigen ist bei uns nicht leere Rhetorik, sondern Realität. Bei uns wird die Autonomie der Laien, was die zeitlichen Dinge anbelangt, auch innerhalb der Kirche respektiert, und es hat der Kirche nicht geschadet.
Seelsorge und Verkündigung finden bei uns nach wie vor flächendeckend statt. Ein Ärgernis für alle Unheilspropheten, die schon vor dreissig Jahren den Sarg für die Volkskirche bestellt haben! Und sie finden, wiederum verglichen mit Ausland, quantitativ und qualitativ auf einem hohen Niveau statt.
Natürlich stellen wir fest, dass z. B. der Gottesdienstbesuch nachlässt und dass die Glaubensweitergabe schwieriger geworden. Aber mit Verlaub: Auch das war schon vor dreissig Jahren der Fall, wenn man in der städtischen Diaspora gross wurde. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass jene, die da ständig den Tod der Volkskirche beschwören, noch eine heile katholische Kindheit erlebten, in welcher einfach alles und jeder katholisch war.
Dass nur noch eine Minderheit aktiv dabei ist, spricht doch nicht gegen eine Präsenz möglichst vieler Pfarreigemeinschaften vor Ort. Vor allem dann nicht, wenn die dazu benötigten Mittel und die Akzeptanz in der breiten Bevölkerung vorhanden sind. Wenn Pastoralpläne auf der Basis des Subsidiaritätsprinzips erstellt werden und nicht unter dem Diktat des Priestermangels, dann wird die überschaubare Gemeinschaft vor Ort auch heute noch als Chance erkannt.
Ich habe den Eindruck, dass die notorische Rede vom Ende der Volkskirche dahin zielt, unser staatskirchenrechtliches System zu torpedieren. Einige erhoffen sich deutsche Verhältnisse (alle Kirchensteuern direkt an den Bischof) und übersehen dabei, dass es ohne föderalistische und demokratisch strukturierte Körperschaften auch keine Steuergelder mehr gibt. Andere katholische Sozialromantiker schwärmen von der armen Kirche Frankreichs. Das Resultat ist in beiden Fällen dasselbe: Kleine verstreute Gemeinschaften mit überzeugten Anhängern, welche gesell-

schaftlich völlig im Abseits stehen. Eine arme Kirche, die den Armen nicht mehr helfen kann, weil der Caritas das Geld ausgegangen ist. Dann würden wir allerdings nicht nur die Vorteile, sondern auch die gravierenden Nachteile kirchlicher Organisation in Frankreich kennen lernen. Und wir würden plötzlich die immensen Vorteile des gegenwärtigen «volkskirchlichen» Systems erkennen. Zu spät.

Markus Arnold

BUCH

Johannes XXIII.

Alexandra von Teuffenbach: Papst Johannes XXIII. begegnen. (Sankt Ulrich Verlag) Augsburg 2005, 165 S.

Mit Jahrgang 1971 gehört die Autorin nicht mehr zu den Menschen, die Angelo Roncalli in seiner Zeit als Papst (1958–1963) erlebt haben. Für ihre Lebensbeschreibung muss sie sich darum auf gedruckte Quellen stützen. Das Erlebnis ist aber ein flüssig geschriebenes Buch. Anschaulich wird in Kirche und Welt das Umfeld des ausgehenden 19. Jahrhunderts und des 20. Jahrhunderts dargestellt. Während der Lektüre holte ich immer wieder Bücher aus dem Gestell, um die geschilderten Personen auch im Bild vor mir zu haben – so: Leone Algisi: Johannes XXIII. (Luzern 1960) und Mario von Galli / Bernhard Moosbrugger: Das Konzil und seine Folgen (Luzern und Frankfurt/M. 1966). Damit die erwähnten Bischöfe und Theologen der Konzilsperioden eingeordnet werden können, sind sie mit Geburts- und Todesjahr versehen.

Eine ansprechende Biografie eines Kirchenmannes, der Jahrzehnte der neuesten Geschichte mit Inhalt gefüllt hat.

Jakob Bernet

Autorinnen und Autoren dieser Nummer
Dr. *Markus Arnold*
Länzweg 6e, 8942 Oberrieden
dr.markus.arnold@bluewin.ch
Rita Bahn, dipl. theol.
Limmattalstrasse 322, 8049 Zürich
r_bahn@bluewin.ch
Jakob Bernet, Chorherr
Stift 35, 6215 Beromünster
stift@nachricht.ch
Esther Ruth Suter
Dornacherstrasse 286, 4053 Basel
Esther-R.Suter@unibas.ch
Dr. Rolf Weibel
Wächselacher 24, 6370 Stans
weibel-spirig@bluewin.ch

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Mit Kipa-Woche (Redaktionelle Verantwortung: Katholische Internationale Presseagentur KIPA in Freiburg/Schweiz)

Redaktion
Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
Telefax 041 429 52 62
E-Mail skzredaktion@lzmedien.ch
Internet: http://www.kath.ch/skz

Redaktionsleiter
Dr. *Urban Fink-Wagner* EMBA

Redaktionskommission
Prof. Dr. *Adrian Loretan* (Luzern)
Abt Dr. *Berchtold Müller* OSB (Engelberg)
Pfr. *Heinz Angehrn* (Abtwil)

Herausgeberin
Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz (DOK)

Herausgeberkommission
Generalvikar Dr. P. *Roland-Bernhard Trauffer* OP (Solothurn)
Pfr. *Luzius Huber* (Kilchberg)
Pfr. Dr. P. *Victor Buner* SVD (Amden)

Verlag
LZ Fachverlag AG
Maihofstrasse 76, 6002 Luzern
E-Mail info@lzfachverlag.ch
Ein Unternehmen der **LZ medien**

Stellen-Inserate
Telefon 041 429 52 52
Telefax 041 429 53 67
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate
Telefon 041 370 38 83
Telefax 041 370 80 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente
Telefon 041 429 53 86
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 148.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 89.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Einzelnummer: Fr. 3.–
zuzüglich Versandkosten

Gesamtherstellung
Multicolor Print AG / Raeber Druck

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt. Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr.

Helfen Sie mit
...Frauenprojekte in Afrika, Asien und Lateinamerika zu unterstützen.
Postkonto **60-21609-0**

SKF
Schweizerischer Katholischer Frauenbund SKF
Burgerstrasse 17, 6000 Luzern 7
Tel 041-226 02 25, www.frauenbund.ch

Gratisinserat

Die Pfarrei Bruder Klaus ist eine mittelgrosse Stadtpfarrei in einem familienfreundlichen Quartier der Stadt Zürich mit vielfältigen sozialen und kulturellen Angeboten. Infolge Pensionierung des langjährigen Stelleninhabers suchen wir auf Sommer 2007

einen Pastoralassistenten bzw. eine Pastoralassistentin (80–100%)

Wir wünschen uns einen/eine Mitarbeiter/-in für folgende

Aufgaben:
- Planung und Durchführung des Firmweges für Jugendliche ab 17
- Religionsunterricht 5./6. Klasse
- Arbeit mit Jugendlichen im Oberstufenalter
- Gestaltung von Wort-Gottes-Feiern, Abdankungen und Meditationsgottesdiensten
- Predigtdienst
- allgemeine Seelsorgeaufgaben

Wir erwarten:
- eine gewinnende und belastbare Persönlichkeit
- eine Person mit lebendigem Glauben und einer konstruktiven Einstellung zur katholischen Kirche
- abgeschlossene theologische Ausbildung und eine weltoffene Spiritualität
- Team- und Integrationsfähigkeit
- Aufgeschlossenheit, Kontaktfreudigkeit und Initiative

Sie finden bei uns:
- ein aufgeschlossenes Seelsorgeteam
- eine abwechslungsreiche Tätigkeit und Raum für eigene Ideen
- einen modernen Arbeitsplatz mit entsprechender Infrastruktur
- Anstellung und Besoldung nach den Richtlinien der röm.-kath. Kirche im Kanton Zürich

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne Pfarrer Martin Burkart, Milchbuckstrasse 73, 8057 Zürich, Telefon 043 244 74 44.

Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen richten Sie bitte bis 28. Februar 2007 an die Personalverantwortliche der Kirchenpflege: Frau Fabienne Kuhn, Wehntalerstrasse 71, 8057 Zürich.

KANTON LUZERN

Gesundheits- und Sozialdepartement

Luzerner Psychiatrie

Die Klinik St. Urban bietet gesamthaft 230 Betten in den Bereichen Akut-, Rehabilitations- und Alterspsychiatrie sowie der Suchtbehandlung an.

In der Seelsorge suchen wir **nach Vereinbarung** eine katholische

Klinikseelsorgerin (20–40%)

Die Tätigkeit beinhaltet die seelsorgerische Betreuung der Patientinnen und Patienten unabhängig ihrer Konfessions- oder Religionszugehörigkeit. Die Arbeit erfolgt in Absprache mit den Behandlungsteams in Form von Einzel- und Gruppengesprächen sowie spirituellen Angeboten.

Sie verfügen über eine theologische Ausbildung und praktische Erfahrung als Pastoralassistentin, ergänzt mit spezifischer Weiterbildung für Seelsorge. Seelsorgeerfahrung im Bereich der Psychiatrie ist von Vorteil.

Für Auskünfte wenden Sie sich bitte an Hugo Albisser, Klinikseelsorger, Telefon 062 918 57 04.

Schriftliche Bewerbungen richten Sie bitte an die Luzerner Psychiatrie, Personaldienst, Klinik St. Urban, 4915 St. Urban.

www.lups.ch

Kath. Kirchgemeinde Kloten-Bassersdorf

Unsere beiden Pfarreien im Flughafengebiet (Kloten 5500 Katholiken, Bassersdorf 4400 Katholiken) sind kulturell stark durchmischt und sehr offen gegenüber anderen Konfessionen und Nationalitäten. Viele Freiwillige engagieren sich in unterschiedlichsten Gruppierungen und tragen das Pfarreileben mit.

Infolge Pensionierungen in Kloten und des Wechsels unseres Gemeindeleitungs-Ehepaares in Bassersdorf nach 19-jähriger Tätigkeit werden folgende Positionen auf 1. August 2007 oder nach Vereinbarung frei:

Für Bassersdorf:

Diakon oder Pastoralassistent/-in (100%)

mit Aufgabe der Gemeindeleitung

Pfarreimitarbeiter/-in (40–60%)

Sie teilen folgende Tätigkeiten unter sich auf:
- Planung und liturgische Gestaltung des Kirchenjahres
- Führung der Mitarbeitenden
- Begleitung und Vernetzung der Gruppierungen
- allgemeine Pfarreiseelsorge
- Seniorenarbeit
- Begleitung des Katechese-Teams
- Mitarbeit in der Mittelstufen-Katechese
- Aufbau des Oberstufenprojektes (im Team)
- Mitarbeit Firmweg 15–18-Jährige
- Mitarbeit in der sehr gut ausgebauten Jugendarbeit

Für Kloten:

Jugendseelsorger/-in (100%)

- Aufbau des Oberstufenprojektes
- Leitung der Firmvorbereitung
- Aufbau der Jugendarbeit

Bei uns finden Sie:
- Anstellungsbedingungen gemäss den Richtlinien der Kantonalkirche Zürich
- eine gute moderne Infrastruktur
- partnerschaftliche Zusammenarbeit mit der Kirchenpflege
- eine gute ökumenische Zusammenarbeit
- in Bassersdorf: auf Wunsch, Möglichkeit im Pfarrhaus zu wohnen

Auskünfte:
Für weitere Auskünfte stehen Ihnen Pfarrer Res Burch für Kloten (Telefon 044 804 25 25) und Gemeindeleiterin Doris Belser für Bassersdorf (Telefon 044 836 79 90) zur Verfügung.

Ihre schriftliche Bewerbung senden Sie bitte bis zum 15. März 2007 an unseren Personalverantwortlichen, Herrn Alois Vögeli, Spitzackerstrasse 21, 8309 Nürensdorf.
Telefon 044 836 75 35
E-Mail alois.voegeli@swissonline.ch

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
Tel. 055 / 412 23 81
Fax 055 / 412 88 14
LIENERT KERZEN

IN 40 SPRACHEN WELTWEIT AM PULS DER ZEIT
Gratisinserat
RADIO VATIKAN
Deutsch: 16.00, 20.20 und 6.20 Uhr
Mittelwelle 1530 kHz
Kurzwellen 5880, 7250, 9645 kHz
www.radiovaticana.org

AZA 6002 LUZERN
8702 / 145
Abtei
Kloster
8840 Einsiedeln
000001729
000145
SKZ 4 25. I. 2007